

## Peer Langenfeld:

### Die Spaltung der Literatur

„Die (literarische) Kunst der Städte und die Kunst des Landes sind, besonders seit Baudelaire, durch eine Trennungslinie geschieden“, schreibt der Nobelpreisträger François Mauriac<sup>1</sup> 1959 in seinen Erinnerungen, um anschließend zu bekennen, dass er sehr wohl wisse, auf welcher Seite er stünde. Er hatte sich für den Geschmack der Landbevölkerung entschieden. Kritiker werfen ihm vor, dass er es auch leichter als seine Kollegen hatte. Mauriac war Sohn eines sehr wohlhabenden Weinhändlers in Bordeaux. Er hat nie Not gelitten, er wurde nicht von den raschen Veränderungen in den Großstädten zerrissen, kurz: er besaß keinen Anlass, etwas zu verändern, weder die Welt noch die Literatur.



Charles Baudelaire 1855

Schulsystem in Lyon, dem er ab 1832 untergeordnet wurde. 1836 kehrte die Familie nach Paris zurück, drei Jahre später wurde Baudelaire von der Schule verwiesen und äußerte erstmals in Gedichten seine Vermutung, dass sein Leben unter den gegebenen Umständen nur tragisch verlaufen könne. Baudelaire hatte demnach allen Grund, die Welt und die Literatur zu verändern. 1857 brachte er mit „fleurs du mal“ („Die Blumen des Bösen“) einen Gedichtband heraus, der sofort wegen Verletzung der öffentlichen Moral auf den Index gesetzt wurde.

Charles Baudelaire (1821 – 1867), auf den sich Mauriac in seinen Erinnerungen bezieht, ist weniger begünstigt gewesen. Sein Vater starb früh (1827), den Stiefvater (ab 1828) empfand er ebenso als demütigend wie das

Schulsystem in Lyon,

Mit

*„O armselig Zerrbild, für Masken geschaffen!  
Ihr mageren Rümpfe, ihr feisten, ihr schlaffen,  
Die der Nützlichkeit Gott unerbittlich und fest  
Schon als Kinder in ehernen Windeln gepresst!“*

hätte Baudelaire auf dem Lande tatsächlich nur ratlose Blicke erhalten, denn dort herrschte wie seit Jahrhunderten die Übersichtlichkeit: jeder kannte jeden, jeder hatte seinen Platz in der Gesellschaft, das Sein war absehbar und damit derart sicher, dass man kein anderes Leben haben wollte.

Anders hingegen in der Großstadt Paris, das innerhalb von nicht mal siebzig Jahren Revolutionen, Könige und Kaiser, verschiedene Regierungsformen und vor allem ein sich rasant entwickelndes Stadtbild erlebt hatte. Siri Hustvedt weist darauf hin, dass im Paris dieser Zeit Frauen begannen, sich trotz eines anderslautenden Schönheitsideals fett zu essen, Menschen grundlos logen oder sich dem Alkohol ergaben. Denen sprach Baudelaire aus der Seele, sie empfanden mit ihm eine gewisse Auswegsbzw. Hoffnungslosigkeit. Ein François Mauriac hingegen, der im Wesentlichen über religiöse innere Konflikte schrieb, wäre ihnen fremd geblieben. Gott, Kirche und Bibel hatten sich schließlich seit Jahrtausenden als Bewahrer und Ordnungskraft der menschlichen Gesellschaft dargestellt und galten deswegen als mitverantwortlich für das Elend, das allgemein empfunden wurde. Gott war noch nicht tot, wie Nietzsche einige Jahrzehnte später feststellte. Aber er lag bereits auf dem Sterbebett.

Diese Entwicklung hat es nicht nur in Frankreich gegeben. In England hatte die Industrialisierung sogar schon vorher eingesetzt. Auch dort waren Großstädte entstanden, auch dort herrschten Not und Elend. Trotzdem hat es dort keinen Baudelaire gegeben, und wenn, dann war er nicht ernst genommen worden.

<sup>1</sup> François Mauriac 1885 – 1970; Literatur-Nobelpreis 1952

Warum nicht? Weil es von jeher Mentalitätsunterschiede unter den Nationen gab. Während der Brite gemeinhin viel stärker sein Privatleben abgrenzt („My home is my castle“) und die Traditionen dort eine größere Rolle spielen, sind Franzosen in der Regel gesellschaftsbezogener. Das mag angesichts der geschilderten Verhältnisse in Paris seltsam klingen. Aber tatsächlich drückt sich darin ja vor allem der Wunsch nach einer anderen, besseren Gesellschaft aus. Und das Gesellschaftsbezogene birgt eine Komponente, die in diesem Zusammenhang nicht unbeachtet bleiben darf: in kaum einem anderen Land sind Schriftsteller so selbstverständlich ein Teil des Volkes wie in Frankreich. Während im deutschsprachigen Raum seit Goethe jeder Schriftsteller auf einem Denkmalsockel zu stehen hat, wird in Paris erwartet, dass sich ein Jean-Paul Sartre an den Barrikadenkämpfen der Studenten beteiligt.

Was aber macht die Spaltung der Literatur eigentlich aus? Worin liegt der Unterschied im Geschmack der Landbevölkerung und der der Städte? Und was für Folgen ergeben sich daraus?

Um den Unterschied zwischen der ländlichen und der städtischen Literatur im Sinne Mauriacs zu verstehen, empfiehlt es sich, einen Blick auf die Funktion der Literatur zu werfen: was kann sie, was soll sie, und was bewirkt sie tatsächlich?

Mit solchen Fragen begibt man sich in einen Bereich, der so selbstverständlich ist, dass er kaum noch wahrgenommen wird: den der menschlichen Gesellschaft. Denn ohne Gesellschaft bräuchten wir weder Schrift noch Sprache. Wenn aber Literatur ein gesellschaftliches Element ist, gibt es grundsätzlich nur drei Möglichkeiten. Entweder trägt Literatur zum Erhalt und zur Verbesserung der Gesellschaft bei, oder sie tut das Gegenteil und will den menschlichen Zusammenhalt zerstören – oder sie ist eine überflüssige Begleiterscheinung. Die frühesten „Schriftsteller“ der Weltgeschichte gehörten eindeutig der ersten Kategorie an. Sie wollten die Gesellschaft, und sie wollten sie auch prägen und verbessern.

Das „Gilgamesch-Epos“, vermutlich eine der ältesten Erzählungen der Welt (entstanden ca.



1 Keilschrift Gilgamesch-Epos

Mitte des 3. Jahrtausends vor Chr.) und in der letzten Fassung von Sinleqe-uninni etwa 1.200 v. Chr. (auf Tontafeln in Keilschrift) niedergeschrieben, beschreibt die Wandlung des Herrschers von Uruk, eben jenes Gilgamesch. Er unterdrückte sein Volk. Das hat es in der Menschheitsgeschichte zwar oft gegeben, war aber in der Zeit zwischen 2.500 und 1.200 und in der Region Mesopotamien fatal. Denn die menschliche Gesellschaft war längst nicht so eine Selbstverständlichkeit, wie wir es heute empfinden.

Uruk grenzte an Gebiete, in denen die Nomaden „herrschten“. Für die Untertanen, die sich die relative Sicherheit der Gesellschaft wünschten, lag im Nomadentum eine Gefahr. Denn in den Augen der Nomaden war es ein Naturrecht, sich das zu nehmen, was sie brauchten. Städtische Ansammlungen und Ackerbau und Viehzucht waren für sie geradezu paradisiische Zustände, derer sie sich auch gerne bedienten. Die Bewohner von Uruk waren also mit der Aussicht konfrontiert, ein- oder zweimal im Jahr von Nomaden um ihre Erträge gebracht und ansonsten von Gilgamesch drangsaliert zu werden. In einer Zeit, in der sich die Gesellschaft erst etablieren musste, lag die Verführung nahe, das neue System zu verlassen und wieder die Urform menschlichen Daseins anzunehmen: ständig umherzuziehen, um jene Regionen aufzusuchen, in denen es Nahrung und Wärme gab.

Das Gilgamesch-Epos erzählt jedoch davon, dass Gilgamesch Freundschaft mit dem „Wilden“ Enkidu schloss; spricht: man traf ein Arrangement mit den Nomaden, so dass sich Uruk zu einer Stadt des Wohlstands entwickeln konnte. (Die Suche nach der Unsterblichkeit, die dem Epos gerne vorangestellt wird, bildet lediglich den Schlussteil der Geschichte.)

Tatsächlich haben sich noch bis ins zweite nachchristliche Jahrhundert diverse Autoren darum bemüht, Werbung für das Gesellschaftssystem vorzunehmen. Einer der letzten war Diodor von Sizilien, der jeden Erfinder des Feld- oder Weinanbaus kurzerhand zum Gott erklärte bzw. durch fremdländische Sagen zum Gott erklären ließ.

In den Regionen, in denen Nomadenstämme und menschliche Gesellschaft direkt aufeinanderstießen, in Persien (Zarathustra), in China (Konfuzius) oder auch im hebräischen Raum (Jesus), bedurfte es noch weiterer Maßnahmen, um die Gesellschaft als alternativlos darzustellen. Dort traten Propheten als Abgesandte Gottes in Erscheinung und predigten die Regeln, unter denen eine Gesellschaft funktionieren könne. Und diese Reklame war auch bitter notwendig, denn die Grundlagen der Gesellschaft, Ackerbau und Viehzucht, erwiesen sich zunehmend als schwierig. Oft mussten die Landwirte schon nach drei bis fünf Jahren ihr Wohngebiet räumen, weil der Boden kaum noch Nährstoffe hergab und die Ernten immer dürrtiger ausfielen. Zudem gab es Missernten dank der Wetterumschläge und nicht selten eine Begleitererscheinung der Gesellschaftsbildung, über die die Schriftsteller zwar gerne berichteten, aber nicht im Hinblick auf die Kollateralschäden, sondern glorifizierend für Eroberer und Tyrannen: Kriege. Schriften, in denen über die Mühen und Nöte während der Gesellschaftsbildung berichtet wird, haben sich hingegen nicht in unsere Zeit retten können.

Werbung für das Gesellschaftssystem wurde noch bis in die nachchristliche Zeit hinein betrieben. Wenn man die antiken Schriften Griechenlands auf diesen Werbefaktor hin untersucht, trifft man mitunter auf geradezu groteske „Argumente“. Thukydides (455 – 396 v. Chr.) etwa schreibt im „Peleponnesischen Krieg“ gleich zu Beginn klagend über die Griechen früherer Zeit, dass sie „... außerdem ihr Land nicht mit Bäumen bepflanzten – es war ja ungewiss, wann ein anderer sie überfallen (...) und berauben werde...“<sup>2</sup>.

Uns erscheint diese Aussage heute sinnvoll. Aber das ursprüngliche Naturrecht bestand ja gerade darin, dass sich jeder der Natur bedienen könne, und unter diesem Aspekt bestand überhaupt keine Notwendigkeit, Bäume zu pflanzen und sie als Eigentum zu betrachten, dessen man „beraubt“ werden könne.

Kurz und gut, die antiken griechischen Autoren priesen gerne die Vorzüge des „neuen Systems“ und unterschlugen, soweit ich bisher ermittelt habe, was dagegen sprach. Erste Kritik vernimmt man erst bei den Römern, so etwa bei Lukrez (97 – 55 v. Chr.): „Fracta est aetas, unser Zeitalter geht zur Neige. Die müde Erde, die alle menschlichen Geschlechter hervorbrachte und riesige Bestien, erzeugt heute nur noch mühselig kleine Tiere. Die goldenen Ernten und die heiteren Weingärten schuf sie einstmals von sich aus für die Sterblichen. (...) Heute hingegen wächst all das karg und im Schweiß unseres Angesichts“<sup>3</sup>

Und Polybios (200 – 120 v. Chr.), ein griechischer Gefangener in Rom, macht in seinem 'Historiarum' ein anderes Problem aus: „Wenn eine Gemeinschaft viele und schwere Gefahren überstanden hat, wenn sie zu unbestrittener Macht und Herrschaft gelangt, dann ergeben sich neue Umstände: das Glück herrscht, das Leben ist üppig, und die Menschen ergreift der Ehrgeiz nach Ämtern und anderen Auszeichnungen. Schreitet die Entwicklung weiter, so führt die Sucht nach Ämtern oder der Widerspruch derer, die leer ausgehen, zum Niedergang. Die Menschen fühlen sich von denen verletzt, die Reichtümer anhäufen“<sup>4</sup>

In die lange Phase der Werbung für das Gesellschaftssystem fiel jedoch die „sokratische Wende“. In Athen stellte sich die Gesellschaftsfrage im fünften vorchristlichen Jahrhundert längst nicht mehr. Das Gesellschaftssystem wurde allgemein akzeptiert. Das Problem daran war allenfalls der Mensch. Er passte noch nicht so recht in dieses System. Also musste er passend gemacht werden.

<sup>2</sup> 'Der Peleponnesische Krieg' 1. Buch, Absatz 2

<sup>3</sup> Ohne Quellenangabe in: 'Das Ende der antiken Welt', Santo Mazzarino, Piper-Verlag München, 1959, S. 16

<sup>4</sup> ebd. S. 19

Auch hier lohnt es sich, die Angelegenheit nicht mit den Augen des 21. Jahrhunderts zu betrachten, sondern mit denen des ursprünglichen Naturzustandes. Die Tugenden, die Sokrates (470 – 399 v. Chr.) predigte und die sein Schüler Platon (427 – 347 v. Chr.) zu Papier brachte, spielten bei den Nomaden eine andere Rolle. Gerechtigkeit, Besonnenheit, Fleiß, Tapferkeit und Glaube gab es auch bei ihnen, denn sonst hätten sie den langen Weg bis zum fünften vorchristlichen Jahrhundert kaum bewältigen können. Der Unterschied zum Gesellschaftssystem bestand lediglich darin, dass diese Tugenden bei ihnen nicht normiert waren.

Uns erscheint es heute als beängstigend und lächerlich, wenn es keine Regeln gibt. Aber es erscheint uns keineswegs als lächerlich, wenn sich etwa die (normierte) Tapferkeit vor allem auf Kriegshandlungen bezieht, mitunter in Ländern, mit denen wir nichts zu tun haben, und unter einem Oberbefehl, der sich weitgehend anonymisiert hat. Und auch die Tatsache, dass Müßiggang seit der Antike (in verschiedenen Abstufungen) unter Strafe gestellt wird, erscheint uns dermaßen selbstverständlich, dass es keine Diskussionen mehr darüber gibt.

Sokrates war ein Erfordernis auf dem Weg zur Gesellschaft. Das „Gesetz des Stärkeren“, eigentlich ein Merkmal der ungezügelter Natur, hatte sich vor zweieinhalbtausend Jahren nahtlos auf die Gesellschaft übertragen. In Athen herrschten Sophismus und Rhetorik, und beide hatten nur das eine Ziel, am Ende um jeden Preis Recht zu behalten. Es wurde nicht sachlich diskutiert, sondern eristisch. Sophisten und Rhetoriker verdienten gutes Geld damit, wenn sie Schülern diese Künste beibrachten. Ein Mann, der mit Stimmerhebung, Theatralik, Anfeindungen, Parolen oder auch mit Tränen oder gespielter Reue, sein Ziel erreichte, galt mehr als jemand, der sachlich argumentierte oder selbstlos, das heißt, im Sinne der Sache, agierte. Wer sich durchsetzen konnte, brachte es zu Anerkennung, Ruhm und zu hohem Reichtum.

Sokrates nun sah, dass in Athen nichts anderes als der Naturzustand auf einer anderen Ebene eingetreten war. Es galt das „Gesetz des Stärkeren“. Sokrates war jedoch überzeugt, dass das Stärkste die Polis (Gemeinschaft) selbst

sein müsse, da ansonsten eine Willkürherrschaft und der Zusammenbruch der Gemeinschaft drohe. Wieder und wieder setzte er sich mit den Sophisten zusammen, um sie eines Besseren zu belehren. Mit dem Erfolg, dass er sich Feinde schuf, die ihn schließlich vor Gericht zerrten und ihn zum Tode verurteilten. Es wird in den Geschichtsbüchern gerne übersehen, aber ein Umdenken fand erst statt, als Athen unter römische Herrschaft geriet und sich die Griechen fragten, wie das geschehen konnte. Platon, Sokrates' Schüler, schuf mit seinen Schriften zwar den geistigen Ansatz für eine gerechte, starke, unbezwingbare Gesellschaft. Doch den Griechen war es danach nie wieder beschieden, selbige zu erreichen.

Kehren wir damit zur Funktion der Literatur zurück. Ich habe dargelegt, dass die Schriftsteller der Weltgeschichte sowohl die Gesellschaft als auch den Menschen zum Besseren bekehren wollten. Vermittlung des Schönen und des Guten war lange Zeit das oberste Gebot der Schriftstellerei. Dass dabei mitunter das Hässliche nicht umgangen werden konnte, versteht sich von selbst. Interessant ist dabei nur, dass das Hässliche und Schlechte auch immer eindeutig als solches dargestellt wurde, das heißt, es galt den Schriftstellern als abscheulich und ablehnenswert.

Doch dann kam Baudelaire.

Die „Kunst des Landes“ (nach Mauriac, s.o.), auch traditionelle Literatur genannt, will sowohl die Gesellschaft als auch den einzelnen Menschen zum Guten und zum Schönen führen. Der Begriff des Eudaimonismus, den schon Platon (eigentlich Sokrates) geprägt hatte, spielt dabei eine große Rolle: jeder Mensch strebt nach Glückseligkeit.

Die traditionelle Literatur geht davon aus, dass im Rahmen einer Gesellschaft Regeln eingehalten werden müssen, damit nicht nur der Mensch, sondern auch sein Nachbar diesem Streben ungehindert nachgehen kann. Die Regeln wiederum finden sich nicht in den Gesetzestexten, sondern in den Tugenden, unter denen gemeinhin Gerechtigkeit, Besonnenheit, Tapferkeit, Fleiß und Glaube verstanden werden.

Auch wenn es für „tugendhaft“ genau genommen weder Komparativ noch Superlativ gibt, gilt: je tugendhafter ein Mensch ist, desto glückseliger kann er werden, findet er doch auf diese Weise seinen Platz in der Welt, in der Geschichte und vor sich selbst. Ein Mensch hingegen, der keine festen Wertvorstellungen hegt, ist innerlich zerrissen, verhält sich bald so und bald anders, so dass er von den Mitmenschen und schließlich von sich selbst als identitätslos empfunden wird.

Die Anleitung zum Guten und zum Schönen, die die Schriftsteller der traditionellen Literatur liefern, ist also als Versuch zu werten, Ordnung in die Welt zu bringen. Dass es dabei auch zu Konflikten kommen kann, ist Stoff zur Weltliteratur und löst sich im „tragischen Moment“ auf. Wenn also der Glaube Standeschranken vorschreibt, sich aber – wie in Schillers „Kabale und Liebe“ – dennoch Menschen unterschiedlicher Stände ineinander verlieben, so ist das Tragik: schicksalhaft scheiternd, die Vernichtung eines hohen Wertes zu Gunsten eines anderen oder zu Gunsten einer höheren Macht, die unvermeidlich zum Verhängnis führt.

Baudelaire stellt in der Literaturgeschichte Frankreichs den Übergang von der traditionellen Schreibweise zur Moderne („die Kunst der Städte“) dar. Verblüffend erscheint dabei auf den ersten Blick, dass auch Baudelaire der Schriftstellerei den Eudaimonismus zugrunde legt: jeder Mensch strebt nach Glückseligkeit. Nur dass fortan die Frage nach dem Menschen bzw. der Individualität gestellt wird. Die allgemeinen Tugendbegriffe werden in der modernen Literatur zunehmend zu Gunsten persönlichkeitsbezogener Tugendbegriffe aufgelöst. Der Mensch soll also beispielsweise gerecht sein, aber Gerechtigkeit wird nicht mehr von der Bibel oder den Gesetzen definiert, sondern aus dem eigenen Inneren. Angesichts sozialer Missstände, wie sie im Industriezeitalter zu sehen sind, kann es auch als gerecht gelten, einen Aufstand anzuzetteln („Die Weber“, Gerhart Hauptmann).

Und während Schiller die Liebe zwischen Luise und Ferdinand als Angehörige unterschiedlicher Stände (in „Kabale und Liebe“) noch im tragischen Moment, spricht: Tod, auflöst, be-

steht in diversen Werken der modernen Literatur die Glückseligkeit der Protagonisten darin, die Liebe trotz äußerer Schranken auszuleben und sich gegen die Umwelt durchzusetzen. Auch „Anna Karenina“ (Tolstoi) stürzt sich am Ende in den Tod; in der traditionellen Literatur hätte sie das allerdings weit vorher tun müssen, nämlich, bevor ihr Ehebruch stattfand und nicht erst, als auch die zweite Liebe scheiterte.

Es wäre allerdings falsch, den Beginn der Moderne auf eine andere Sichtweise zu beschränken. Zumal sich daran die Frage anschliesse, warum vorherige „Ausbruchsversuche“ der Literatur nicht entsprechend gewertet werden. Denn die hat es – gerade in Frankreich! – schon früher gegeben.

Jean-Jacques Rousseau etwa war schon einhundert Jahre zuvor (1750) darauf gekommen, die Werte der Gesellschaft in Frage zu stellen. Sein „Discours sur les sciences et les arts“ („Über Kunst und Wissenschaft“) gewann mit der kühnen Anklage, die Kultur habe den Menschen der Natur entfremdet und ihn so eines freien, glücklichen und wahrhaft tugendhaften Daseins beraubt, immerhin den Preis der Akademie von Dijon, und das, obwohl deren Aufgabenstellung, ob die Erneuerung der Wissenschaften und Künste dazu beigetragen habe, die Sitten zu bessern, eher einen Ruf nach Selbstbeweihräucherung darstellte.

Und Marquis de Sade beschrieb 1791 in „Justine et Juliette“ einen ungezügelter Egoismus und allerlei gesellschaftliche Ausschweifungen. Beide, Rousseau und de Sade, werden deswegen gerne als Wegbereiter der Moderne (in Frankreich) bezeichnet. Dabei wird freilich das Wichtigste in der Literatur übersehen: weder Rousseau noch der Marquis konnten sich eine nennenswerte Leserschaft aneignen. Bei Marquis de Sade reduzierte sie sich noch bis ins 20. Jahrhundert hinein auf Psychologen, während Rousseau weniger mit seinen philosophischen Schriften, dafür aber umso mehr mit seinen „Confessions“ („Bekenntnisse“, 1782) Aufmerksamkeit erregte, sich darin jedoch dermaßen als Sonderling präsentierte, dass er in der breiten Öffentlichkeit auch als solcher, das heißt, als „nicht gesellschaftsfähig“ wahrgenommen wurde.

Außerdem darf nicht übersehen werden, dass bei diesen beiden Schriftstellern und bei anderen insofern ein Widerspruch entstand, als dass sie sich einerseits gegen die Traditionen wandten, sich aber andererseits dabei der traditionellen Form bedienten.

In Frankreich setzte die Spaltung der Literatur mit Baudelaires „Fleurs du mal“ im Jahre 1857 ein. Vereinzelt waren schon vorher Ausreißversuche von Formen und Erwartungshaltungen aufgetreten, hatten sich aber im breiten Publikum nicht durchsetzen können.

Jenseits des Rheins, im deutschsprachigen Raum, hatte die Spaltung schon wesentlich früher eingesetzt. Sie bescherte der Literaturgeschichte zwei antithetische Epochen zu selben Zeit und fast am selben Ort: die Klassik in Weimar und die Romantik im benachbarten Jena.

Bei den Spekulationen darüber, ob dieser Gegensatz zwangsläufig entstehen musste, werden meines Erachtens zwei Aspekte zu wenig gewichtet. Nämlich einerseits, dass die Romantik in Jena innerhalb kürzester Zeit krachend gescheitert ist. Und andererseits, dass sich hinter der literarischen Entwicklung eine (ungewollte) staatliche Lenkung verbirgt.

Einen Staat „Deutschland“ oder „Deutsches Reich“ gab es von 1648 bis 1871 nicht. Nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde das Land in hunderte von Klein- und Kleinststaaten zer schlagen, in dem jeder Fürst eifersüchtig darüber wachte, dass die Unabhängigkeit seines Machtbereiches nicht gefährdet wurde.

Eines der Länder befand sich im heutigen Thüringen. Es wurde bis 1828 von Karl-August von Sachsen-Weimar-Eisenach beherrscht, der früh seinen Vater verlor und in seiner Kindheit u. a. vom Schriftsteller Christoph-Martin Wieland erzogen wurde. Vermutlich ist es dem Autoren des „Agathon“ zu verdanken, dass Karl-August den idealistischen Plan entwarf, sein Land zum kulturellen Mittelpunkt Europas umzugestalten.

Als 18-jähriger holte er Goethe nach Weimar (1775), der gerade mit „Die Leiden des jungen Werthers“ berühmt geworden war und der Bewegung „Sturm und Drang“ eine einzigartige Prägung verlieh. Goethe wurde von Karl-August in verschiedene Ministerämter befördert,

so dass er sich keine finanziellen Sorgen mehr machen musste und sein Leben frei und unabhängig den Künsten widmen konnte. Seine Strahlkraft zog auch andere Geistesgrößen wie etwa Herder oder die Gebrüder Humboldt nach Weimar. Der Keim für ein kulturelles Zentrum war gelegt. Es bedurfte aber noch eines kongenialen Mitsreiters, um die Aufmerksamkeit endgültig auf den unscheinbaren Flecken Erde im Thüringischen zu lenken. Und das wurde schließlich Friedrich Schiller.

Goethe und Schiller hatten sich lange Zeit nicht besonders nahe gestanden. Obwohl Schiller mit Theaterstücken wie „Die Räuber“, „Kabale und Liebe“ oder „Don Carlos“ ab 1771 ordentliche Erfolge feiern konnte und 1787 erstmals nach Weimar kam, wurde er von Goethe nicht empfangen. Ihre erste Begegnung fand erst am 7. September 1788 statt und war von gegenseitiger Höflichkeit geprägt. Schiller bemängelte, dass er im Leben nicht so viel Glück gehabt habe wie Goethe (Brief an Körner vom 9. März 1789: „Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Weg und erinnert mich so oft, dass das Schicksal mich hart behandelt hat...“), während Goethe wohl noch nicht in der Lage war, andere Koryphäen neben sich zu dulden. Schillers Besuch in Weimar brachte ihm aber immerhin den Lehrstuhl für Geschichte an der Universität in Jena ein – keineswegs durch Goethe, sondern durch dessen offiziellen (und ständigen) Vertreter, den Geheimen Regierungsrat Voigt.

Erst 1894 kam es zu einer Annäherung zwischen den beiden „Olympiern“. Schiller lud Goethe in einem unterwürfigen Brief dazu ein, sich mit einem Beitrag an der neuen Zeitschrift „Die Horen“ zu beteiligen. Goethe willigte ein, es entstand ein reger Briefwechsel, der selbst dann nicht zum Erliegen kam, als beide nur noch einen Steinwurf voneinander entfernt in Weimar lebten.

In der Zwischenzeit war in Frankreich die Revolution erfolgt (1789). Eine politische Unruhe ergriff Europa, die auch in den literarischen Kreisen in Weimar und Jena zu Diskussionen führte. Angesichts der chaotischen Nachwehen der Revolution sprachen Goethe und Schiller über die eigentliche Aufgabenstellung der Schriftsteller und entschieden, dass das Ideal

des menschlichen Miteinanders in Athen bzw. der griechischen Antike zu sehen sei.

Literarisch bedeutete das nicht nur einen Rückgriff zu klassischen Themen, sondern vor allem ein Verankern in vorgegebenen Formen: Drama, Metrik, Reim, eben „gebundene“ Literatur. Sowohl Schiller als auch Goethe haben das Gebundene nicht immer eingehalten, sind aber immer wieder dahin zurückgekehrt. Sie erkannten, dass es Ausbruchsversuche von den strengen Formen geben sollte, dass aber der Weg stets zu den Konventionen zurückführen musste. Sinnbildlich stehen hierfür Goethes Schriften zum „Wilhelm Meister“: in freier, ungebundener Form (Prosa) verfasst, aber unterbrochen von dramatischen Elementen und metrischen Gedichten. Oder auch:

„So ist's mit aller Bildung auch beschaffen:  
Vergebens werden ungebundene Geister  
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.“

Wer Großes will, muss sich zusammenraffen;  
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,  
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.“

(Goethe, „Sonett“, 1798 – 1805)

Die Klassik gilt als eine Literaturepoche, die an feste Werte erinnern und gewöhnen will. Werte, wie sie nach Auffassung von Goethe und Schiller im antiken Griechenland gelebt wurden und sich aus dem Miteinander quasi von selbst bzw. durch eine übergeordnete Idee des friedlichen Zusammenlebens ergaben.

Ganz anders die Romantiker in Jena. Sie beriefen sich auf eine kleine Schrift von Heinrich Wackenroder namens „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“. Wackenroder, eigentlich Student der Künste, war zu Beginn der 90er Jahre zusammen mit Ludwig Tieck durch die Umgebung von Bamberg gewandert und in einer gotischen Kirche von religiöser Verzückerung überwältigt worden. Die Gefühle, die er dabei empfunden hatte, veranschlagte er auch für die Künstler; sie müssten von einem Rausch gepackt werden und dürften sich nicht durch formale Vorgaben oder Erwartungshaltungen einschränken lassen.

In den „Herzensergießungen“ beschreibt Wackenroder verschiedene bildende Künstler, die

sich auf diese Weise von den Formalisten deutlich abheben und „echte“ Kunstwerke aus ihrem Inneren hervorholen.

Wackenroder starb jung (1798), kurz nach der Veröffentlichung seiner „Herzensergießungen“. Aber seine Schrift wurde zum Kult unter den jungen Schriftstellern. Insbesondere für Friedrich Schlegel, der sich in seiner Zeitschrift „Athenäum“ (sic!) prompt an die Spitze der neuen Bewegung setzte und ihr den Namen Romantik gab, weil sich die Jungen eben nicht an Athen, sondern an Rom (im Sinne des christlichen Glaubens) orientieren wollten. Schlegels Meinung nach hatte nämlich erst die Aufklärung (etwa ab 1700) all die Formalismen der Kunst hervorgebracht, die einen jungen Künstler daran hindere, sein Inneres zu Papier zu bringen. Folglich musste die Zeit vor der Aufklärung den Maßstab bilden – das Mittelalter, Rom, der katholische Glaube.

Ebenso, wie Goethe und Schiller die griechische Antike zu ihren Zwecken verklärten, verklärten die Romantiker das Mittelalter, um allgemein gültige Gesetze zu negieren und das Individuum zum Maß aller Dinge zu erheben. Unser heutiger Begriff von „Romantik“ wird dem nicht im Geringsten gerecht. Er bildete sich erst später in der Heidelberger Romantik. Aber in Jena verstand man unter Romantik die christlich orientierte Anlehnung an das Mittelalter und forderte Formfreiheit in der Kunst, Gleichberechtigung der Frau, freie Willensentscheidungen – und was die Jenaer Romantiker sonst noch mit dem Mittelalter verbanden.

1798 siedelte der harte Kern der romantischen Bewegung nach Jena über. Schlegel, der sich schon vorher abfällig über Schillers Formalismus geäußert hatte, hofierte Goethe, weil er glaubte, ihn für die neue Bewegung gewinnen zu können. Tatsächlich hatte Goethe ihm auch Anlass dazu geboten, denn die Schriften zu „Wilhelm Meister“ tendieren in diese Richtung. Schlegel bezeichnete den „Meister“ dann auch als eines der wichtigsten Werke der Weltliteratur. Als er es ein Jahr später nicht mehr so sah, nahm auch Goethe Abstand vom Jenaer Kreis.

Der ersten romantischen Bewegung war nicht viel Zeit beschieden.

Ab 1798 wohnten die Gebrüder Schlegel mit ihren Frauen Dorothea und Caroline in einer Wohnung in Jena. Novalis kam oft zu Besuch, ebenso wie Schelling oder Schleiermacher. Letzterer pflegte ein Verhältnis zu August Wilhelm Schlegels Frau, so dass der Bruder von Friedrich zum Gespött der Leute wurde. Friedrich wiederum veröffentlichte 1799 mit „Lucinde“ eine Probe seiner Kunst und wurde ausgelacht (Kommentar von Heinrich Heine: „Die Muttergottes mag es dem Verfasser verzeihen, dass er dieses Buch geschrieben; nimmermehr verzeihen es ihm die Musen.“).

Novalis, der es als einziger aus diesem Kreis zu bleibendem Ruhm brachte, starb 1801. Im selben Jahr brachte August Wilhelm Schlegel das Theaterstück „Ion“ auf die Weimarer Bühne und wurde dafür ausgebuht. Der Kreis um Friedrich Schlegel löste sich wieder auf und zerstreute sich in alle Winde.

Die Frage, ob die Kunst von einer allgemeingültigen Gesetzgebung oder von individuellen Neigungen bestimmt werden müsse, schien damit zu Gunsten der Klassiker entschieden. Aber sie war noch längst nicht aus der Welt.

Quellen:

- 1) Francois Mauriac:  
"Bild meines Ichs", Goldmann 1961, S. 15
- 2) Charles Baudelaire:  
"Die Blumen des Bösen", Oldenbourg 2004,  
S. 25 (aus "Die Entschwundenen")
- 3) Siri Hustvedt, "Was ich liebte", Rororo 2004